

Buch des Monats

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **101 (2021)**

Heft 1083

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

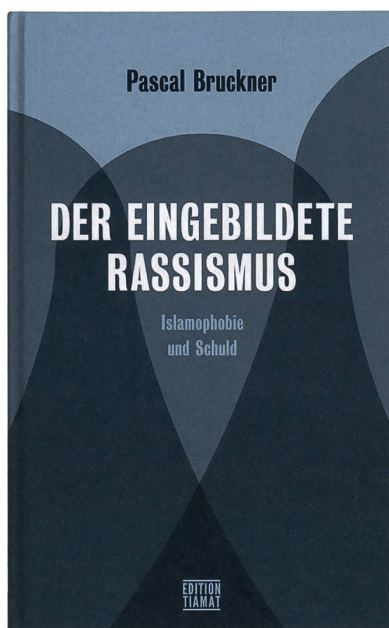


Zerlegung eines Kampfbegriffs

In den vergangenen Jahrzehnten fiel in Gesellschaftspolitischen, kulturellen und wissenschaftlichen Debatten zunehmend ein Wort, das nahelegt, dass jeder Einwand, der gegen den Islam erhoben wird, einer krankhaften Regung entspringe: «Islamophobie». Obwohl die begriffliche Komposition bereits sprachlich dubios anmutet, konnte sie im Stillen einen Siegeszug antreten und zugleich ihre Herkunft, die keineswegs unschuldig ist, geschickt verdecken: Es waren schliesslich islamistische Kräfte, die ein wesentliches Interesse daran hatten, Kritik an ihnen auf eine Weise zu verunmöglichen, die nicht sofort auffällt. So kommt es zu dem zunächst seltsam anmutenden Umstand, dass sich jenes Wort heute gerade dort einer unheimlichen Popularität erfreut, wo einst mit besonderer Verve für Religionskritik gestritten worden war: unter Linken.

Insbesondere von diesen wird nunmehr abgewehrt und schönge-redet, was unzweifelhaft kritikwürdig ist – ob rohe Männlichkeit und die zugehörige Unterwerfung von Frauen unter erzkonservative Sittsamkeitsvorstellungen, ob die schleichende Unterwanderung westlicher Institutionen oder das heimlich vorangetriebene Atomprogramm der «Islamischen Republik».

Der französische Philosoph Pascal Bruckner hat nun mit dieser Entwicklung aufgeräumt. In seinem 2017 in Frankreich erschienenen und jetzt auch in deutscher Sprache vorliegenden Essay «Der eingebildete Rassismus» zeigt er, dass das taktische Einsickern des Begriffs in den allgemeinen Sprachgebrauch nur wenigen bewusst zu sein scheint, während diejenigen, die es besser wissen müssten – allen voran andere Philosophen –, bei zahlreichen



Pascal Bruckner:
Der eingebildete Rassismus.
Islamophobie und Schuld.
Berlin: Edition Tiamat, 2020.

Gelegenheiten suggeriert haben, dass der Westen schon selber schuld daran sein müsse, wenn sich Aggressionen gegen ihn richteten. Angesichts der zahlreichen von Islamisten verübten Terroranschläge in Europa mit Hunderten Toten in den letzten Jahren bringt Bruckner diese ideologische Umkehr, die einer Wiedereinführung der Erbsünde unter säkularen Vorzeichen gleicht, auf die Formel «Die Schuld des Opfers und die Unschuld der Henker». Zum anderen – und dies ist entscheidender – weist er darauf hin, dass die Popularität des Begriffs «Islamophobie» dem konkreten linken Bedürfnis entspringt, mit einem neuen revolutionären Subjekt, das noch das Potenzial zum globalen Umsturz verspricht, gegen Bürgertum und Kapitalismus vorzugehen. Es handle sich folglich um einen «Zusammenschluss der Ressentiments im Milieu der grossen Verlierer».

Bruckner geht es explizit darum, «Zweifel und Unbehagen» am Kampfbegriff «Islamophobie» zu vertiefen und diesen dadurch «zu schwächen». Da mittlerweile jedwede sachliche Diskussion über schwerwiegende gesellschaftliche Probleme, die sehr wohl mit dem Islam zu tun haben, moralisch verstellt ist, kann diesem Vorhaben nur beige-pflichtet werden. Der Preis, der bislang für die fehlende Kritik zu entrichten war, sollte nicht länger in die Höhe getrieben werden. ◀

Vojin Saša Vukadinović
ist Redaktor dieser Zeitschrift.

SACHBUCH

Die liberale Mühe mit der Demokratie

Oliver Zimmer:

Wer hat Angst vor Tell?

Basel: Echtzeit-Verlag, 2020.

Besprochen von Lukas Leuzinger.



Als Schweizer Geschichtswissenschaftler, der an der Oxford University lehrt, ist Oliver Zimmer nicht der naheliegendste Autor für eine Fundamentalkritik an den liberalen Eliten und der «Hyperglobalisierung». Andererseits verleiht sein persönlicher Hintergrund seinem neuen Buch auch eine gewisse Glaubwürdigkeit. «Wer hat Angst vor Tell?» ist eine provokative Kritik dessen, was Zimmer als «neuen Liberalismus» bezeichnet, der einen «Hang zu technokratischen Lösungen mit einem auf das Individuum und seine Rechte zentrierten Supranationalismus» verbindet und seine Anhängerschaft in einer «Allianz von Geld und Geist» findet. Die Idee einer einheitlichen globalistischen Ideologie, welche die Politik dominiert, wirkt etwas konstruiert, zumal die Politik in westlichen Demokratien in den vergangenen Jahren nicht eine sonderlich liberale Richtung eingeschlagen hat.

Letztlich geht es Zimmer aber um etwas anderes, nämlich um das schwierige Verhältnis des Liberalismus zur Demokratie. Er stellt fest, dass «ein republikanischer Liberalismus, der auf demokratische Teilnahme und bürgerliche Verantwortung setzt, (...) fast überall zur gefährdeten Spezies geworden» sei. Der Bezug auf Wilhelm Tell im Titel verweist darauf, dass liberale Freiheitsrechte für Zimmer notwendigerweise in ei-

ner kollektiven Gemeinschaft verwurzelt und verankert sein müssen. Hier setzt seine Kritik am «neuen Liberalismus» an, der den Nationalstaat als vormodern und moralisch defizitär verachtet, während er supranationale Institutionen wie die EU mit derselben mythologischen Verklärung betrachtet, die er am Nationalismus belächelt. Anhand von Beispielen wie der Rechtsprechung des EuGH und des EGMR zeigt er auf, wie die Demokratie auf nationalstaatlicher Ebene unter Berufung auf höhere Zwecke unterhöhlt wird. Konsequenterweise steht er auch dem Rahmenabkommen mit der EU äusserst kritisch gegenüber. Als mögliches Gegenmodell tönt Zimmer einen Konservatismus an, der «progressive», nach «Europa» und «zur Welt» hinführende Mythen Erzählungen genauso ab[lehnt] wie die nationalistischen, die uns im «nationalen Reduit» verewigen wollen».

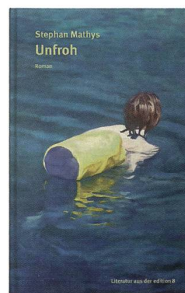
LITERATUR

Von der Suche nach dem Glück

Stephan Mathys:
Unfroh.

Zürich: Edition 8, 2020.

Besprochen von Hartmut Vollmer.



Schon von seiner Kindheit an, im dörflichen Schweizer Mittelland, findet sich Dominik (genannt Nik) Schaller, der Ich-Erzähler in Stephan Mathys' Debütroman «Unfroh», auf der unentwegten Suche nach einem sinnerfüllten, glücklichen Leben. Als Endvierziger, Angestellter in einer Schuhladenkette, formt er diese Suche rückblickend zu einer brüchi-

gen Lebensgeschichte, die begleitet wird von zeitgeschichtlichen Ereignissen – von der Mondlandung über den Mauerfall bis zu den Präsidentenwahlen Obamas und Trumps. Niks Familienglück in der Ehe mit der kreativen Schaufensterdekorateurin Sandra und nach der Geburt der beiden Kinder Salome und Tom zerbricht, als er in eine Affäre mit der attraktiven Käseverkäuferin Barbara gerät, die von ihm schwanger wird. Nach seiner Scheidung von Sandra, der Heirat mit Barbara und der Geburt des gemeinsamen Sohnes Luka scheint Nik ein neues familiäres Glück gefunden zu haben, das jedoch durch einen tragischen Unfalltod Barbaras jäh zerstört wird.

Wie bereits in seinem wunderbaren, 2018 erschienenen Erzählband «Vor dem Fenster» erweist sich der Berner Autor Stephan Mathys als ein meisterhafter Erzähler, der mit poetischem, feinfühldem Blick den möglichen Glücksgeschichten liebender Menschen nachspürt und unweigerlich an schicksalhafte Grenzen der Realität stösst – in der Erkenntnis einer Unhaltbarkeit des Glücks. Mit Nik Schaller hat Mathys einen alltäglichen, tief empfindsamen Menschen gezeichnet, der in der Liebe und Ehe, in der Familie eine sinnvolle Existenz und ein «einfaches» Glück sucht und dabei verlustreich, «unfroh» scheitert. Als sie ein junges Liebespaar waren, hatte Nik Sandra von der Idee zu einem Roman erzählt, in dem es um «den Versuch» gehe, «herauszufinden, wer wir sind. Um das bisschen Glück, das dabei herauschaut. Und das Unglück, das gratis mitgeliefert wird.» Metafiktional hat Mathys hier seinen eigenen Roman pointiert. An dessen Ende bleibt dem Lebens- und Liebessuchenden eine offene Zukunft, in der alles möglich ist. ◀